



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

**Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

-o-: Pariser Journalisten.

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

hat uns überrascht und in gewisser Hinsicht seltsam berührt, daß Niemand diesen ächten Naturberuf der deutschen Cavallerie energischer und wuchtiger in Worte gekleidet hat, als der Mann, der bei den Sachkennern als der Regenerator der preussischen d. h. deutschen Cavallerie gilt und den wir Laien mit den Berliner Straßenjungen nur als die heiter populäre Gestalt des „Vater Wrangel“ kennen. Wie wir werden die meisten Leser dasselbe Gefühl theilen, wenn sie folgende von Jähns citirte Worte des ehrwürdigen Nestors unseres deutschen Kriegsheeres sich zu Gemüthe ziehen, von deren Existenz sie gewiß so wenig wie wir selbst eine Ahnung hatten. „So lange die Schlachtfelder Unebenheiten und Bedeckungen zeigen, die Ueberraschungen zulassen, so lange der Pulverdampf eine Wolke über das Gefecht legt, so lange Schlachtenlärm und Gefahr noch mittelmäßigen Geistern die Entschlußfähigkeit raubt, so lange unsere Gegner Menschen bleiben, denen eine geschlossen heranstürmende Reitermasse einen andern Eindruck als eine Scheibe macht, so lange darf die Hoffnung hoher, ruhmvoller Thaten, trotz aller erhöhten tactischen Brauchbarkeit der andern Waffengattungen, bei der Cavallerie nie verschwinden.“

S. Rückert.

### Pariser Journalisten. \*)

Der Verfasser des in der untenstehenden Note angeführten Buches ist der Vater des „Figaro“, und dieser wiederum ist wohl der treueste Spiegel der eigentlichen und echten pariser Journalistik, einer Denkart und Thätigkeit, die im Guten wie im Bösen außerhalb der großen Seinestadt keinem Seitenstück begegnet.

Ueberall eingeführt, über alle Vorgänge aus erster Hand unterrichtet, kennt ein durch Talent populär gewordener pariser Journalist das, was man dort Welt nennt, aus dem Grunde. Ein liebenswürdiger Plauderer, ein lebendiger Erzähler, theilt er uns dieses sein Wissen in der unterhaltendsten Weise mit, über deren Vorzügen wir leicht vergessen, daß der leichtsinnige Patron sonst herzlich wenig gelernt hat, und daß er mit einer Selbstgefälligkeit und Dreistigkeit auftritt, die wir bei einem deutschen Kollegen ganz und gar unverzeihlich finden würden. Er redet selbst in reiferem Alter wie ein aufgeweckter zuversichtlicher Schulbube schwätzt, wenn der Vater oder Lehrer nicht dabei ist. Er erzählt alles, was ihm in die Feder fließt, nicht immer ohne Verschönerung durch Fäulsen, aber stets ohne eine Spur zögernder

\*) Mémoires d'un Journaliste. Par H. de Villemessant. Paris, Dentu. 1872.  
Grenzboten 1872. IV.

Schüchternheit, gleichviel ob es ihm selbst oder einem Freunde sehr zur Ehre gereicht. Er rechnet eben auf Nachsicht, und er findet sie nicht bloß bei seinem nächsten Publicum, sondern auch in der Regel bei uns. Wir nehmen ihn, wie er ist, und wenn er kein Tugendbild, kein grundgelehrter Hahn ist, so ist er dafür amüsant. Man mag ihn, wenn man ihn ausgelesen hat, für einen Schlingel, ja für ein bißchen Lump halten, aber ausgelesen hat man seinen Artikel oder sein Buch, und das passirt bekanntlich manchem Bessern nicht immer.

Alles Gesagte gilt in besonders hohem Grade vom „Figaro“. Er ist die lebendigste und frischeste der pariser Zeitungen, vielleicht auch die in ihrer Art am besten geschriebene, zu gleicher Zeit aber die frivolste, dreifteste und unzuverlässigste, wo es sich um ernste Dinge handelt. Wir erwarten daher, wenn der Gründer und leitende Geist des Blattes uns hier seine Denkwürdigkeiten bietet, gleichfalls jenen Eigenschaften zu begegnen, und in der That, wenn irgend welche Dinge die Zeitung Villemessant's überbieten könnten an Leichtfertigkeit, so würde es in diesen Aufzeichnungen geschehen sein. Aber ergötzlich ist ihr Geplauder und so ergötzlich, so voll von sprudelnder Laune, von witzigen Schilderungen und allerliebsten Anekdoten, daß wir aus dem Lachen nicht herauskommen und Lust verspüren, unsere Leser an dieser heitern Stimmung zu theilhaben, wie hiermit geschieht.

Das Buch zerfällt in zwei Theile, von denen uns der erste Erinnerungen des Verfassers aus seinem eigenen Leben mittheilt, wogegen der zweite eine Porträtgalerie ist, die mit Ausnahme des letzten, den Grafen Chambord darstellenden Bildes lauter Schriftsteller, zunächst Villemot, dann Solar, darauf Roqueplan und endlich Alexander Dumas, umfaßt.

Seine Jugend verlebte Villemessant größtentheils auf einem bei Blois gelegenen Gute seiner Großmutter, einer Frau de St. Loup, die er mit ebenso viel Liebe als Geschick zeichnet. Sie war die Landedeldame der „guten alten Zeit“, schier unglaublich unwissend, aber sonst höchst achtungswerth und würdig. Sie verstand sich aufs Beten und Spinnen, sonst aber auf wenig mehr, nicht einmal auf die Mode und ihren Fortschritt. Einmal hatte ihr Gemahl ihr aus Paris einen feinen Hut mitgebracht. Sie setzte ihn nur ein einziges Mal auf, dann wanderte er in Musselin geschlagen in einen Kleiderschrank, wo er ungestört fünfzehn Jahre verblieb, nach deren Verlaufe die treffliche alte Frau damit einer jungen Dame ein Geschenk machte, natürlich in der Erwartung, diese werde sich schmücken.

Der Enkel that bei ihr nicht viel mehr, als daß er umherlief, den Vögeln im Walde mit Spreukeln, später den Mädchen mit Heirathsanträgen nachstellte und seine Jacken und Hosen rasch abriß. Seine Schwester brachte ihm die Elementarkenntnisse bei. Von höherem Unterricht war nicht die Rede;

denn seine Großmama war der Meinung, daß er zu vornehm sei, um das Lernen nöthig zu haben. Dagegen studirte er die kleine Welt, in der er lebte, namentlich den weiblichen Theil derselben, fleißig, und bei diesem Bemühen geschah es, daß einer von seinen Heirathsanträgen Annahme fand, da er damals schon das reife Alter von achtzehn Jahren erreicht hatte. Vorher aber war ihm ein Abenteuer passirt, welches in seiner Komik dem besten an die Seite gesetzt werden kann, was die humoristische Literatur aufzuweisen hat.

Don Juan de Villemessant hatte sich unter andern in eine verheirathete Frau aus der arbeitenden Klasse verliebt und durfte derselben Besuche abstatten, wenn der Mann nicht zu Hause war. Ein tugendhafter Nachbar bekam das weg, schlich sich, als ein solcher Besuch gerade im Gange war, an die Thür und klopfte. Es wurde nicht geöffnet, jener aber war seiner Sache sicher, und so blieb er, um eine Entdeckung durch den Mann herbeizuführen, bis zu dessen Heimkehr an der Thür auf Wache. Der junge Sünder, der in Folge dessen nicht entweichen konnte, versteckte sich, als der Mann wirklich kam, und eine Stunde voll Todesangst war die Folge. Vielleicht hätte es damit sein Bewenden gehabt, aber das Unglück wollte es anders. Um sich den Schweiß abzutrocknen, der ihm in dicken Tropfen auf Stirn und Nase stand, griff der Junge nach seinem Taschentuch, und jetzt ereilte ihn sein Verhängniß. Es war damals Mode, sich die Fingernägel sehr lang wachsen zu lassen, einer von diesen Haken erfaßte unglücklicher Weise die Spindel einer musikalischen Dose, die sich durch Zufall mit dem Schnupstuch in einer und derselben Tasche befand, und jetzt erfolgte ein Auftritt von allerhöchster Tragikomik. Wie von einer Tarantel in den Finger gestochen, sprang der zukünftige Gründer des „Figaro“ aus seinem Winkel empor und davon, kriegte von dem betrogenen Ehemann auf dem Wege zur Thür etliche Ohrfeigen und Fußtritte, wurde die Treppe hinabgeschlenkert und fuhr schließlich zum Hause hinaus. Die verrätherische Schnupstabakdose aber spielte während dieser ganzen Prozedur, wie wenn sie ihren Besitzer noch obendrein verspotten wollte, ganz vergnüglich die Melodie von Casimir Delavigne's Parisienne:

„A travers le fer, le feu des bataillons  
Marchons à la victoire!“

Man sollte meinen, daß für einen so gestimmten Nichtsnutz eine Verheirathung mit achtzehn Jahren das Dienlichste gewesen wäre. Villemessant selbst aber sagt uns, daß er nach zweijähriger Ehe ganz eben so schlimm gewesen wie vorher.

Die zweite hübsche Geschichte, die wir dem ersten Theil der Memoiren entnehmen, spielt in Nantes, wo Villemessant in den ersten Jahren seiner Selbstständigkeit eine Stelle bei einer Versicherungsgesellschaft bekommen hatte. Er ging hier viel mit Bühnenhelden um, und dabei äußerte er sich eines

Tages abfällig über den ersten Liebhaber, der damals am Theater von Nantes wirkte. Der Director, welcher zugegen war, vertheidigte jenen und meinte, er möchte doch einmal den Herrn Kritiker an dessen Stelle sehen. Villemessant erwiderte, das solle ihm werden, und er werde die Rolle besser spielen, als der Getadelte. „Topp“, sagte der Director, „und ich wette 1500 Francs., daß Sie nicht einmal wagen werden, die Bühne zu betreten.“ Er wagte damit nichts, wie die Sache sich auch gestalten mochte. Ging Villemessant auf die Wette ein und ließ ihn schließlich seine Dreistigkeit im Stich, so behielt der Director Recht und bekam überdieß 1500 Francs. Hatte Jener dagegen den Muth, auf den Brettern zu erscheinen, so verdoppelte er dadurch ohne Zweifel die Einnahme der Kasse für den Abend. Villemessant nahm die Wette an und sah sich einen Monat zur Einübung auf seine Rolle als Antenor in dem Vaudeville „Eine Leidenschaft“ gewährt. Der Director ging ihm dabei gefällig und großmüthig an die Hand, that aber zugleich Alles, was in seinen Kräften stand, um die Wette unter die Leute zu bringen, so daß die Stadt mehrere Wochen in der größten Aufregung war.

Kopf an Kopf stand am Abend der Entscheidung das Publikum vor dem Theater, und kaum waren die Thüren geöffnet, so war das Haus auch schon bis zum Paradies hinauf gepropft voll Menschen. Die Vorstellung begann mit irgend etwas, worauf Niemand Acht gab. Dann folgte das Stück, in dem Villemessant zeigen sollte, was er taugte, und jetzt mag er selbst weiter erzählen:

„Nunmehr dicht vor das Wagniß gestellt, mit dem einen Fuß schon auf den Brettern, fühlte ich, wie mir der Muth vor der drohenden Gefahr ausgehen wollte. Ein Krampf packte mich, wie Nebel und Funken fuhr mir's vor den Augen herum. Ich empfand in den Veinen das nervöse Bittern des Rekruten, der zum ersten Mal ins Feuer soll, und deutlich hörte ich das Ticktack meines Herzens, welches wie der Perpendikel einer Wanduhr schlug. Als ich den Ruf: Vorhang auf! vernahm, stockte mir all mein Blut in den Adern . . . Die Gardine hebt sich . . . Heda! Sie sind d'ran, schreit mir Einer in der Coullisse zu, Sie sind an der Reihe. Vortreten, vorwärts . . . Den Teufel auch, ich weiß gut genug, daß ich jetzt spielen soll! Aber Furcht und Aufregung nageln mich an die Stelle. Meine Entschlossenheit schwindet. Na denn, trete vor, wer's fertig kriegt, ich weiche nicht aus der Coullisse . . . Da stürzt einer meiner Freunde meuchlings auf mich los und versetzt mir einen herzhaften Stoß in den Rücken. Ich taumle drei Schritte nach vorn . . . Ich stehe auf der Bühne. Ich bin richtig da . . . Ein fürchterliches Hurrah begrüßt mein Erscheinen, der ganze weite Saal zappelt und windet sich in homerischem Gelächter . . . Und wenn ich hundert Jahre alt würde, nimmermehr würde ich den Eindruck vergessen, den auf all mein Sein und Wesen der Anblick dieses

Ungethüms mit tausend Gesichtern machte, wie es mich mit glühenden Augen anstierte, mich mit Blicken verschlang und mit seinen Operngläsern nach mir zielte, wie wenn es mich füßkren wollte.“

Noch war jedoch nicht Alles verloren. Unser Held erlangte, während die Zuschauer sich damit vergnügten, ihn auszulachen, seine Selbstbeherrschung wieder, und es gelang ihm, seine Rolle ganz leidlich abzuhaspeln. Aber es stand ihm noch eine Gefahr bevor: nichts Geringeres als ein Lied. Indes war er glücklicher Weise nach dieser Seite hin von Natur begabt, auch hatte er sich bereits vor einem weniger zahlreichen Publikum als Sänger bisweilen hören lassen, und als es jetzt galt, seine Kunst zu zeigen, sang er kräftig d'rauf los. Die Zuhörerschaft ermutigte ihn nun durch Beifallsbezeugungen, die nicht mehr ironisch gemeint waren. Darauf kamen ein paar Couplets, die unter Gitarrenbegleitung vorzutragen waren, und hier war das Glück seiner Vermessenheit abermals gewogen. Die Gitarre war sein Lieblingsinstrument, und statt sich von einem Geiger des Orchesters mit einem Pizzicato begleiten zu lassen, wie üblich, begleitete er sich selbst auf einer wirklichen Gitarre, und zwar mit solchem Erfolg, daß er sich den Applaus des Hauses wie im Sturm eroberte. Von diesem Augenblick an war sein Sieg entschieden, und bis zum Fallen des Vorhangs schwamm er förmlich in Triumphen. Er gewann seine Wette mit bestem Recht, verwendete den Ertrag derselben als anständiger Mensch, indem er die Schauspieler mit einem Souper regalirte, und beschloß damit in würdigstem Stil seine Laufbahn als Jünger Thalias.

Später wurde Villemessant nach Paris verschlagen, und irgend ein anderer Wind lenkte sein Lebensschiff an das Gestade des Journalismus, wo es ihm Anfangs nicht brillant erging. Aber bald wendete sich das Blatt. Eines Tages blätterte er bei einem Bekannten, der als Unterredacteur des „Siècle“ mit der Scheere zu arbeiten hatte, in einem Modejournal, und da fiel ihm auf, wie wenig die ärmliche Ausstattung desselben zu einer Zeitung für elegante Damen paßte. Sofort regte sich der Geschäftsmann in ihm, das Bild einer Modezeitung, wie sie sein muß, ging ihm auf. Ein Buchhändler gab die nothwendigen Gelder dazu her, und kurz darauf stach das neue Blatt, von seinem Gründer „Sylphide“ getauft, in die See, um bald als flottes Fahrzeug Furore zu machen. Villemessant richtete seine Aufmerksamkeit mit angebornem Instinct auf alles, was die Anziehungskraft des Unternehmens erhöhen konnte. Er machte selbst nach allen Richtungen Reclame und verstand die Reclame in der Form der Annonce in sein Blatt zu leiten. Er ließ die Umschläge desselben parfümiren, er pachtete von de Girardin das Recht, alle Wochen eine Art Feuilleton in die „Presse“ zu rücken, in welchem er alle Schwänke, Possen, Anekdoten und Wortspiele der „Sylphide“ anmuthig gruppirte. So aber wurde letztere binnen Kurzem zu einer äußerst lohnenden

Speculation, und ihr Redakteur stieg schnell aus ärmlichen Umständen zu verhältnißmäßigem Wohlstand empor, der später, nach Gründung des „Figaro“ zum Reichthum anwuchs, so daß Villemessant gegenwärtig als drei- oder vierfacher Millionär zu den am besten Situirten unter den Pariser Zeitungsschreibern gehört.

Der zweite Theil der Memoiren schildert die darin vorgeführten Persönlichkeiten vorzüglich durch Anekdoten, bei denen der Verfasser lediglich seinem Gedächtnisse folgt und ohne methodische Anordnung des Stoffes rein was ihm gerade einfällt, erzählt. Was er uns giebt, ist gedrucktes Geplauder, aber er hat damit vielleicht das interessanteste Buch zu Stande gebracht, welches seit dem Kriege die Pariser Presse verlassen hat. Er erzählt uns nur von Leuten, die ihm wohl bekannt waren, und nur solche Dinge, die er selbst erlebt oder beobachtet hat. Die Folge davon ist, daß seine Mittheilungen eine Frische und Autenticität haben, die uns reichlich dafür entschädigen, daß sie nicht vollständig sind. Hier und da begegnen wir in den Einzelheiten kleinen Ungenauigkeiten, im Ganzen aber sind die Porträts von großer Treue.

Wer in den letzten zehn Jahren die hauptsächlichsten Pariser Zeitungen gelesen hat, wird sich an August Villemot erinnern. Er war der interessanteste und zugleich der achtbarste der „chroniqueurs“. Immer erschien er in dem, was er schrieb, als Gentleman. Sein Wig war eben so groß wie sein Tact und sein Wohlwollen gegen Jedermann. Er redete auf dem Zeitungspapier wie ein mit der anmuthigsten Unterhaltungsgabe Beglückter in der Gesellschaft guter Freunde sprechen würde. Nichts lag ihm ursprünglich ferner, als sich seinen Unterhalt mit der Feder zu erwerben. Er wußte nicht einmal, daß er literarische Fähigkeiten besaß, bis Villemessant ihn um Beiträge für ein Journal bat, welches er zu gründen beabsichtigte. Villemot war damals Secretär am Theater der Porte St. Martin und kam häufig in das zu diesem gehörige Kaffeehaus, wo Villemessant ihn plaudern hörte und bei sich dachte, „wenn der sein Geplauder niederschreiben wollte, was für ein Journalist würde er sein?“ Villemot lachte herzlich, als ihm diese Idee vorgetragen wurde. Wie sollte er schreiben, er, der nie eine Feder eingesetzt hatte als in Geschäftssachen! Aber als der „Figaro“ gegründet wurde, ging dessen Herausgeber im Ernste zu ihm und sagte: „Jetzt ist der große Tag gekommen, und Sie müssen mir eine Causerie für meine erste Nummer schreiben.“ Der arme Villemot war wie aus den Wolken gefallen, er hatte die frühere Andeutung für Spaß gehalten, aber die Versuchung, die in einem Honorar von zwanzig Franken für den Artikel lag, bewog ihn, Ja zu sagen.

Indem er dem guten Rathe seines Freundes folgte, schrieb der neuentdeckte chroniqueur ganz so, wie er zu seinen Freunden im Kaffeehause sprach, und gewann damit bald einen Ruf. Er blieb sein ganzes Leben Junggeselle

und speiste regelmäßig bei andern Leuten, da der Reiz seiner Unterhaltung sehr hoch geschätzt war. Diese Gewohnheit half ihm wesentlich bei seiner literarischen Thätigkeit, welche, obwohl nicht arm an klugen Gedanken, doch im Wesentlichen auf der Wiedergabe von Geschichtchen aus dem täglichen Leben beruhte. Seine eigenen Anekdoten waren übrigens oft so gut als alle, die er hörte, z. B. die folgende.

Als Theatersecretär hatte er die Stücke im Manuscript zu lesen, welche junge Autoren zur Aufführung einreichten. Er bemerkte dabei, daß dieselben meist nicht viel Neues enthielten, wurde allmählig des Durchlesens überdrüssig und legte die Manuscripte uneröffnet bei Seite. Nun kam eines Tages ein junger Dramatiker zu ihm, um ihn zu fragen, was über das Stück beschlossen worden, welches er angeboten hatte. Willemot hatte es noch nicht einmal geöffnet, aber um den Autor loszuwerden, sagte er, daß er nach Durchlesung des Stückes die Ansicht gewonnen hätte, daß der Stil desselben sich für dieses besondere Theater nicht recht eigne — der Stil wäre vielleicht zu gut, „mit einem Worte, man muß sich gewöhnen, so zu schreiben, wie man spricht“, setzte er hinzu. Als der Aspirant sich dadurch nicht werfen ließ, versuchte es Willemot mit der Behauptung, das Arrangement des Stückes ermangle des Interesses. Hierauf nahm sein Besuch kaltblütig die Manuscriptrolle vom Pulte, knüpfte das rosenrothe Band, das sie zusammenhielt, auf und entwickelte vor dem verblüfften Kritiker ein Heft vollkommen weißen, mit nichts beschriebenen Papiers. Die Geschichte nimmt ein gutes Ende; denn Willemot versprach bei seiner Ehre, fortan alles zu lesen, was dieser Dichter ihm vorlegen werde, und empfahl später ein Stück desselben dem Odeon, wo es Glück machte.

Eine andere hübsche Geschichte Willemot's, die uns hier erzählt wird, ist folgende.

Ein Schiff brachte eine Operntruppe nach Rio de Janeiro. Der Impressario hatte geschworen, daß er nur einen Tenor mitnähme, der eine fabelhaft hohe Einnahme haben werde. Eines Tages aber fanden die Sänger auf dem Deck Lust und Neigung, sich vor einander hören zu lassen, und siehe da, plötzlich hielten sie inne und sahen sich verblüfft an, denn sie hatten erkannt, daß sie allesammt Tenöre waren. Auf der Stelle liefen sie zu dem Impressario, überhäuften ihn mit einer Fluth von wenig schmeichelhaften Beinamen und fragten, wie er sich habe unterstehen können, sie so zu täuschen. Er entschuldigte sich, so gut es gehen wollte, und schloß zuletzt mit der Versicherung, daß in den ersten acht Tagen nach ihrer Ankunft an ihrem Bestimmungsorte drei von ihnen am gelben Fieber sterben, zwei andere während der Proben das Zeitliche segnen würden und daß der einzige Ueberlebende sein definitiver Tenor sein sollte.

Noch hübscher ist die Geschichte von Bixio und seinem Freunde Durand, die wir in abgekürzter Form nacherzählen. Durand war Secretär in einem Bureau der Regierung, ein musterhafter Ehemann mit einer liebenden, aber sehr eifersüchtigen Gattin, welche ihm aus Furcht vor den Verführungskünsten der Hauptstadt für seine Gänge von seiner Kanzleistube bis nach Hause durchaus nicht mehr als die unbedingt nothwendige Zeit gestatten wollte. Bixio begegnete ihm eines Abends, als er raschen Schrittes zum Essen heimging, bemächtigte sich seiner und nöthigte ihn, mit ihm bei Befour in lucullischem Stil zu tafeln. Man trank reichlich von verschiedenen Weinsorten, die vortrefflich waren, die Unterhaltung war lebhaft, und Durand gestattete dem Freunde, ihn erst in einen Cigarrenladen, dann ins Theater zu führen. Dann meint Bixio (!) der die Rolle eines vollkommenen Mephistopheles spielt: da eine Gardinenpredigt nun doch unvermeidlich sei, so könne sein Freund das Stück ebenso gut bis zu Ende sehen als nicht. Durand willigt ein, geht ganz im Interesse an der Vorstellung auf und merkt darüber nicht, daß Bixio, der sich mit dem Versprechen, bald wiederzukommen, entfernt hat, ziemlich lange wegbleibt. Dieser benützt seine Abwesenheit, rasch nach dem Hause seines Freundes zu fahren, Madame Durand zu sprechen und sie zu fragen, wo ihr Mann sei. Der Verdruß der Dame ist stark zu spüren, und Bixio schürt ihn noch, indem er ihr mit höflichen Ausdrücken allerlei sagt, was wie Trost und Beruhigung klingt, aber in Wahrheit einem ganz entgegengesetzten Zwecke dient. Endlich verläßt er sie, indem sie immer noch ohne alle Kenntniß des wirklichen Sachverhaltes ist und von wachsendem Verdacht gequält wird. In das Theater zurückgekehrt, nimmt Bixio wieder von seinem Opfer Besitz, nöthigt es, nach dem Schluß der Vorstellung bei Tortoni Eis mit ihm zu essen und hält es dort fest, bis die Kellner die Tischen schließen und von der Polizeistunde zu reden anfangen. Dann empfiehlt Bixio seinem Freunde nun hübsch ordentlich zu Muttern zu gehen, die der Arme kälter als das Eis Tortoni's findet, als er ihr Bericht über die Ereignisse des Tages abstattet.

„Deine Geschichte ist ja allerliebste erfunden, und niemals hätte ich vermuthet, daß Du so viel Erfindungsgabe besähest“, sagt Madame Durand, indem sie mit kleinen Schritten und drohender Miene auf den über ihren Unglauben erstaunten Secretär zugeht.

„Aber ich werde Bixio als Zeugen aufrufen.“

„Wahrhaftig, mein Lieber, Du hast kein Glück; Du wirst ungefähr zweihundert Personen in Paris kennen“.

„Ja, wenigstens“, sagt der Secretär.

„Nun denn, von diesen zweihundert Personen wenigstens mußt Du gerade den Herrn Bixio wählen.“

„Ja, und warum nicht?“

„Nun, weil er einen Theil des Abends bei mir zugebracht hat.“

„Das ist unmöglich.“

„Das ist so möglich, daß Bixio selbst mit Entrüstung von Deinen Ausschweifungen sprach.“

Durand fühlte, wie ihm der Kopf wirbelte, er fragte sich, ob er verrückt geworden.

Das schlimmste von der Sache aber war, daß trotz aller Vorstellungen Bixio's Madame Durand niemals ihre Meinung änderte, was zeigt, daß es leichter ist, Unfug zu stiften, als ihn wieder gut zu machen. Selbst als sie Wittve geworden, glaubte sie wol, daß am Morgen nach jener verhängnißvollen Nacht zwischen Bixio und seinem Freunde eine Verabredung zur Beseitigung ihres gerechten Verdachtes stattgefunden habe.

Der arme Willemot starb zu Anfang der Belagerung von Paris an einem Gehirnschlag. Alle seine Freunde schrieben diesen Unfall seiner großen Angst um das Schicksal Frankreichs und seiner Hauptstadt zu. Mit Vergnügen erfahren wir, daß seine Feder ihn pecuniär sehr günstig stellte. In Paris wird man sich seiner wenigstens eine Generation lang als des Muster-Tageschriftstellers erinnern, welcher stets interessant zu sein wußte, ohne je die Achtung zu vergessen, die er sich selbst und den Lesern schuldig war.

Der grenzen- und rücksichtslose Leichtfinn der literarischen Welt von Paris, welche man mit dem Worte „Bohémiens“ zu bezeichnen sich gewöhnt hat, ist kaum besser beleuchtet worden, als durch die folgende Geschichte, die uns Villemessant's Buch von Felix Solar, einem der Gründer des Blattes „Epoque“ erzählt.

Solar und sein Mitarbeiter in der Redaction überredete die Besitzer dieser Zeitung, als Reclame für dieselbe einen riesenhaften Triumphwagen herrichten und denselben während des Carnevals von 1847 durch die Straßen von Paris paradiren zu lassen. Auf diesem Fuhrwerk wollte man eine Anzahl von Fleischerburschen, Lehrjungen und ähnlichen Leuten gruppiren, welche so herausgeputzt wären, daß sie die Charaktere in den „Söhnen des Teufels“, einer Novelle Paul Féval's, darstellt, welche in dem Blatte erscheinen und mit dieser Gruppe dem Publikum annoncirt werden sollte. Einige andere sollten neben ihnen die verschiedenen Berufsclassen repräsentiren, welche vom Bücher- und Zeitungsdruck leben. Einige schüchterne Seelen wendeten gegen den Gedanken die ungeheuren Auslagen ein, die seine Verwirklichung kosten würde. Aber ihre Einwürfe wurden überstimmt und die Ausführung des Plans beschlossen.

Am Sonnabend schien alles endgültig geordnet, und am nächsten Morgen sollte der Triumphwagen seine Rundfahrten über die Straßen und Plätze

von Paris beginnen, um sie bis zum folgenden Dienstag fortzusetzen. Da ward man plötzlich gewahr, daß noch eine unumgänglich nothwendige Persönlichkeit fehlte — ein weiblicher Character, der irgend eine olympische Gottheit darstellte. Hier aber trat den Herren eine große praktische Schwierigkeit in den Weg; denn auf der einen Seite mußte man wissen, daß sich nicht leicht eine achtbare Dame von ansehnlichem Aeußern herbeilassen würde, sich den Pflichten der Situation zu unterziehen, auf der anderen aber stand man vor der Unmöglichkeit, sich zu dem Zwecke ein Frauenzimmer aus der nicht tugendhaften Classe zu miethen, weil damals in der Person des Herrn Detessert ein Polizeipräsident mit streng moralischen Ansichten über Paris regierte, welcher jede öffentliche Schaustellung verboten hatte, die auch nur entfernt gegen Anstand und Sittsamkeit verstieß. Man brauchte hier aber nicht bloß ein Frauenzimmer, sondern ein stattliches Frauenzimmer, denn sie sollte der unumgängliche oberste Hauptschmuck der von Solar erdachten Composition werden, indem sie einen Scepter in der Rechten und eine Krone von vergoldeter Pappe auf dem Kopfe auf dem Gipfel des Wagens Platz nahm.

Der Generalstab der Zeitung befand sich noch im Zustand hoffnungsloser Verlegenheit, als ein Diener eine Dame meldete, die Herrn Solar zu sprechen wünschte, aber nur englisch reden könnte. Solar prüfte die Karte, welche sie hergeschickt hatte, und fand auf der Rückseite derselben ein paar empfehlende Worte von Charles Dickens. Im Verlauf der Unterhaltung, die nun folgte, ergab sich's, daß die englische Dame, die eine auffallend schöne Person war, als Anfängerin auf dem Gebiet literarischer Production eine Novelle geschrieben hatte, die sie übersetzt und in Solar's Blatt veröffentlicht zu sehen wünschte. Sie wollte gerade wieder gehen, als dem Franzosen eine glänzende Idee durch den Kopf schoß. Er bat die Dame, noch einen Augenblick zu bleiben und setzte ihr dann auseinander, daß unter der literarischen Collegenschaft in Paris eine Art von Freimaurerei bestände, in die sie nothwendig aufgenommen zu werden streben müsse.

„Aber ich will ja gern Alles thun, was erforderlich ist“, sagte die Engländerin.

„Nun gut denn, so vernehmen sie, daß morgen alle französischen Schriftsteller und einige fremde Sommitäten, Victor Hugo, Balac, Dumas, Scribe, Musset, Eugen Sue, Theophile Gautier, Lamartine, Meyerbeer, Alphonse Carr, Paul de Roff, Liszt, Thalberg, Roger de Beauvoir, alle endlich, welche meinem Journal Zeichen ihrer Sympathie geben wollen, sich zu einer prachtvollen öffentlichen Procession vereinigen und in Personen des gigantischen Werkes Paul Féval's, „Le Fils du Diable“ verkleidet, welches wir in diesen Tagen in unserer Zeitung zu bringen vorhaben, theils zu Pferde, theils auf einem

glänzenden Triumphwagen, den die Gesellschaft der Schriftsteller uns hergerichtet hat, die Straßen der Stadt durchziehen werden.“

„Ja, aber welche Beziehung hat das auf mich?“ fragte die Engländerin ängstlich.

„Eine sehr natürliche Beziehung, mein Fräulein. Wenn Ihnen erlaubt würde, bei dieser rührenden Kundgebung mitzuwirken, so würden Sie sich gewissermaßen mit allen berühmten Männern Frankreichs in Verbindung setzen. Von Stund an würden Sie für keinen dieser Herren mehr eine Unbekannte sein, und da Ihr Name mit denen dieser Sommitäten von den Journalen genannt werden würde, die über dieses Fest Bericht erstatten werden, so könnte ich“ —

Um es kurz zu machen, die unglückselige Dame bestieg, wenn wir Herrn de Villemessant glauben dürfen, als olympische Gottheit gekleidet, den Wagen der Reclame-Macher, und zwar in der vollen Ueberzeugung, daß die aufgeputzten Leute um sie lauter literarische Celebritäten seien, und daß ihr zugleich mit dem Sitz unter oder vielmehr über ihnen eine große Ehre angethan worden sei. Solar hatte die Vorsicht gebraucht, neben sie einen Mitverschwornen zu setzen, der etwas englisch sprach und so ihre Fragen beantworten konnte, und da sie kein Wort Französisch redete und verstand, so blieb sie vollkommen in ihrer Täuschung. „Niemals hätte ich,“ so bemerkte sie am nächsten Morgen gegen Solar, „mir gedacht, daß alle diese großen Männer so lustig und natürlich wären. Meyerbeer und Balzac thaten auf dem ganzen Wege weiter nichts, als daß sie Brod und Wurst verspeisten, und was Scribe und Victor Hugo betrifft, so ließen sie den Wagen vor jeder Weinschenke halten.“

Wir erfahren noch, daß die leichtgläubige Engländerin niemals über ihren Irrthum aufgeklärt wurde, und der Autor der Memoiren versichert uns, daß die Geschichte durchaus keine Erfindung enthält.

Recht ergötzlich sind einige Seiten des Buches, die von einer Manie handeln, welche man als die chronische Krankheit unseres Zeitalters bezeichnen kann. Wir meinen, die Einfalt, mit der man sich durch Zeichnungen bei Speculationen betheiligte, von denen man nicht das Allermindeste versteht. Dorfpfarrer und andere Leute, die gar keinen Begriff von Geschäften haben, wollen und müssen durchaus ihr Geld in californischen Gesellschaften, Actien halb oder ganz fauler amerikanischer Eisenbahnen oder ähnlichen waghalsigen Unternehmungen anlegen. Villemessant giebt uns einen kurzen Briefwechsel, den er meist mit einem wackern Priester geführt hat, und der ein gutes Beispiel für diese Art Bethörtheit ist. Der geistliche Herr schickte sechs Francs als Subscription auf das Blatt „Chronique“ ein und legte zugleich eine Banknote von tausend Francs bei, die Herr de Villemessant nach Gutdünken in californischen Bergwerksactien anlegen sollte. Der Empfänger seines Briefes antwortete ihm, daß die betreffenden Gesellschaften von

Dieben und Gaunern gegründet und verwaltet wären, und sandte ihm seine Note zurück. Aber der Curé schrieb wieder, dankte ihm sehr für seine Mittheilung und hat schließlich, in Folge derselben — bloß fünfhundert Francs in kalifornischen Papieren anzulegen. Das Geld lag richtig dabei. Nichts kann den Eifer dessen dämpfen, der sich vorgenommen hat, von der oder jener Sorte Actien zu kaufen, selbst die überzeugendste Belehrung nicht, daß er werthloses Papier kauft, und Billemeffant hat am Ende nicht sehr unrecht, wenn er den Satz aufstellt: „l'actionnaire est naturellement disposé à la perte.“ Wir finden davon in seiner Schrift ein Beispiel in der Person eines Herrn de Nougou, der als Actionair an der Wochenschrift „Cabinet de lecture“ sich daran gewöhnt hatte, bei jeder Generalversammlung Nachzahlungen zu leisten. Endlich aber begab sich's, daß die Actionaire endlich einmal eine Dividende bekamen, und jetzt ging es in Folge dieser unerhofften Umwälzung lang eingewurzelter Gewohnheiten im Kopfe Nougou's so durcheinander, daß er sich zu Bett legen mußte und an seinem Glücke starb.

Nestor Roqueplan hatte gleich manchem andern Theaterdirector ein Grauen vor dem Durchlesen oder Anhören von Bühnenstücken, die bei ihm eingereicht wurden, und in seinem Fall war dieses Gefühl so unüberwindlich stark, daß er nicht einmal Werken von Autoren mit allgemein anerkanntem Wiß und Geschmack sein Ohr zu leihen im Stande war. Als Siraudin und Duma-noir ihre „Vendetta“ geschrieben hatten, konnten sie Roqueplan durchaus nicht dazu kriegen, daß er sich das Stück vorlesen ließ. Da hörten sie eines Tages, daß er sich bei Auteuil herumtrieb, gingen hin, um sich ihn zu fangen, und fanden ihn in seinem Garten unter einem großen Baume, wo er fest eingeschlafen war. Nicht weit davon war eine Schaufel. Sie nahmen den Strick davon und banden ihn an den Baum. Natürlich wachte er dabei auf, und indem er die beiden Poeten vor sich stehen sah, begriff er sofort seine Lage. „Weiß schon, was Ihr vorhabt“, sagte er, „Ihr wollt mir Euer Dings da vorlesen.“ Und das thaten sie denn auch. Gelassen verübten sie das ganze Stück an ihm, worauf Siraudin, der mit Papier und Dinte versehen ausgerüstet war, ihn den Ankaufscontract unterschreiben ließ, zu welchem Zwecke sie ihm den rechten Arm losbanden. Das Stück hatte sehr großen Erfolg, und Roqueplan pflegte nach dieser Zeit zu behaupten, daß er es freiwillig gelesen.

Ein charakteristischer Zug von Roqueplan könnte mit Vortheil von einigen unsrer Zeitgenossen in Deutschland nachgeahmt werden, z. B. in den Directionszimmern gewisser berliner Theater. Er hatte die größte Achtung und Verehrung vor der Reinheit der französischen Sprache und war sofort mit einer Correctur bei der Hand, wenn seine Freunde gemeine Worte oder ungebührliche Abkürzungen sich gestatteten.

Als Villemessant im Alter von ein und zwanzig Jahren von den Ufern der Loire nach Paris kam und bald nachher die Mittel zur Gründung des Modejournals „Sylphide“ fand, nahm er, wie wir gesehen haben, zu allerlei Manövern seine Zuflucht, um dem Blatte Leser zu gewinnen. Unter andern originellen Einfällen kam ihm bei dieser Jagd auf Abonnenten auch der, die, welche das Blatt bestellten, zu einem Concert einzuladen. Genau bekannt mit Henri Herz, bat er diesen, ihn zu dem Zwecke auf einen Abend seine Salons oder doch einen Theil derselben zu vermietthen. Herz lehnte die Vermietthung ab, erbot sich aber freundlich, ihm die Zimmer gratis zu überlassen. So blieb nur noch die Schwierigkeit, eine Anzahl bedeutender Künstler zu gewinnen. Die Sterne der musikalischen Welt ließen sich ohne viel Zögern engagiren, aber Villemessant überlegte sich, daß in Paris ein Mann lebte, dessen Anwesenheit in seinem Concert, wenn sie auch nur fünf Minuten dauerte, für das Unternehmen mehr Werth hatte, als alle musikalischen Größen zusammengekommen.

Dieser Mann war Alexander Dumas, der damals in der vollen Frische seines Rufes stand. Villemessant ließ den großen Mann durch einen Freund sondiren und bearbeiten, und siehe da, mit Erfolg, er empfing die bestimmte Zusage, Dumas werde sich in den Herz'schen Salons einstellen. Sein Plan war also gesichert, er konnte einen literarischen Löwen zeigen, um dann die Leserschaft seiner Modezeitung zu vermehren. Als der betreffende Abend kam, waren die Zimmer, wo das Concert stattfand, gestopft voll Menschen. Endlich verbreitete sich das Gerücht, daß Dumas aus seiner Kutsche gestiegen, und die Aufregung, die niemand nach der Plattform der Musiker blicken ließ, sondern Aller Augen auf die Thür gerichtet hielt, erreichte ihren Gipfel. Als der sehnlichst Erwartete eintrat, erhob sich die ganze Versammlung von ihren Stühlen. „Jamais souverain pénétrant dans une salle de spectacle n'a produit un tel effet“, sagt Villemessant. Wenn er mit irgend jemand sprach, so wurde der glückliche Sterbliche sofort der Zielpunkt aller Obergucker.

Dumas war zu dieser Zeit die erstaunlichste Gestalt in der schönen Literatur Europas. Seine ungeheure Fruchtbarkeit, sein gleichmäßiger, überraschender Erfolg in allem, was er in die Hand nahm, seine für die Arbeit wie für das Vergnügen gleich verschwenderisch ausgestattete Natur, die wunderbare Uebersülle seiner Erfindung verschafften ihm eine geradezu fabelhafte Celebrität. Alle Welt las seine Romane, und die Elite von Paris ging in seine Stücke. Schon in seinem bloßen Namen lag ein magischer Reiz, so daß einem Schauspiel schon die Aufmerksamkeit eines zahlreichen Publicums gesichert war, wenn sein Name auf der Ankündigung stand.

Auch äußerlich, in Gesicht und Körperbau hatte er etwas Imponirendes. „Wie der Schriftsteller in sich alle Fähigkeiten vereinigte, so war der Mensch

ein Musterbild der physischen Vollkommenheit verschiedener Racen. Er hatte von Negern das gekräuselte Haar und die vollen Lippen, auf welche das europäische Element ein feines, geistreiches Lächeln gelegt hatte, von der südlichen Race hatte er die Lebhaftigkeit der Geberde und Rede, von der Race des Nordens den soliden Bau und die breiten Schultern. Es war eine Taille, welche jede Nebenbuhlerschaft zittern ließ, ein russischer Leibgardist mit französischer Grazie.“

Obwohl Dumas der Typus eines Faiseurs in der Literatur war, hatte er doch in Wahrheit große Gaben. Sein Gedächtniß und seine Erfindungskraft waren gleich gewaltig, seine Raschheit im Auffassen und Produciren suchten Jhresgleichen. Aber diese Eruberanz, welche seinem literarischen Schaffen so sehr günstig war, wurde seinen pecuniären Verhältnissen verhängnißvoll. Er war ein heillosen Verschwender. Kein Romandichter, der sich vorsetzt, einen recht gründlichen Vertilger seines Besizes zu malen, wird je ein Wesen erschaffen, welches in diesem Fache mehr leistet als Dumas Père. Eine kleine Geschichte, die Villemessant uns von ihm erzählt, schildert ihn in dieser Eigenschaft besser als alle lange und sorgfältige Beschreibung.

Eines Tages ging er zu dem Buchhändler Willaud und sagte, er brauche dreitausend Francs, die jener ihm à Conto eines demnächst zu liefernden Romanes geben müsse. Willaud willigte ein, doch unter der Bedingung, daß Dumas sich in sein Cabinet einschließen lasse und ihm da die beiden ersten Capitel des Werkes schreibe. In drei Stunden waren die Capitel fertig und Willaud befreite seinen Gefangnen. Dieser aber verlangte sofort noch fünf- undzwanzig Louis; denn er hatte von den dreitausend Francs nichts mehr übrig als zwei Goldstücke. Wie hatte er's aber fertig gebracht, den Rest zu verthun? Willaud's Cabinet hatte eine kleine Hinterthür, und die hatte er abzuschließen vergessen. Dumas war hinausgeschlüpft, gewiß nicht auf lange, denn dafür bürgte der Haufen beschriebener Blätter, den er abgeliefert, dennoch hatte er's möglich gemacht, in dieser kurzen Zeit so viel Geld los zu werden. Ein ander Mal hielt er vor einer befreundeten Thür an, um sich hundert Francs zu leihen. Als er das Haus verließ, bewunderte er einen Topf mit Essiggurken, die ihm sein Freund dann zum Geschenk machte. Das Dienstmädchen trug ihm den Topf in seine Droschke hinab, und Dumas gab ihr die hundert Francs als Trinkgeld. Der Reichthum des Hauses Rothschild hätte sich vor Gewohnheiten dieser Art nicht zusammenhalten lassen, und so geschah es denn auch, daß Dumas, als er starb, nicht mehr als zwanzig Francs hinterließ — er, der durch sein Talent und seine unverwüßliche Arbeitskraft Millionen verdient hatte.

Das letzte Porträt in Villemessant's Galerie ist das des Grafen von Chambord. Das Capitel von ihm ist eine sehr curiose Illustration von dem,

was an dem kleinen Hofe einer gefallenen Dynastie vorgeht. Schwer läßt sich eine menschliche Laufbahn vorstellen, die weniger Wohlgefallen und Befriedigung erweckte, als die des Erben einer entthronten Familie, der fortwährend Besucher empfängt, die mit denselben langweiligen und melancholischen Schmeicheleien kommen. Wenn der gute Heinrich V. aber Herrn von Villemessant empfängt, so erfreut er sich der Abwechslung einer ganz eignen Sorte von Hofmännischer Denkart und Rede. Der Redacteur des „Figaro“ betet den Chef der Bourbonen an, aber er betet ihn mit ganz absonderlicher Freimützigkeit an. Er sagt z. B. dem Grafen geradeheraus, was für ein hübsches Gesicht er hat, setzt aber sogleich hinzu, wäre er auch so häßlich wie Papa Crémieux, so würde er, Villemessant, trotzdem seinen legitimistischen Grundsätzen treu bleiben, und übrigens könne er seinen Henri Cinq mehr leiden als er's eigentlich verdiene. Worauf Henri sogleich zu antworten pflegt: „Geht mir mit Ihnen ebenso.“ In der That, kein amerikanischer Interviewer hat solche Offenheit bis jetzt überboten. — o —

## Auf dem Schlachtfelde von Waterloo.

Brüssel, Anfang Decbr. 1872.

Wir hatten nun genug gesehen von den „Petites Danaïdes“ im Theater Albambra, in denen die hochgeschürzten Ballerinen beim Tanzen als Augenweide für den „süßen“ Mob jedesmal durch Reflexstrahlen von bengalischem und elektrischem Lichte in allen möglichen Regenbogenfarben colorirt wurden, wir hatten die Princesse de Trébizonde und den „Réveillon“ in dem Musentempel der prachtvollen Galerie St. Hubert, für welche jeder Brüsseler leidenschaftlich eingenommen ist, ferner im Théâtre de la Monnaie die französisch singende, aber deutsch fühlende Primadonna Fräulein Edelsberger bewundert, wir hatten die Museen Brüssels, selbst Würk's hypergeniale Compositionen im grandiosen Style Ruben's gesehen, hatten täglich unsre Trefarten zwischen dem Café des Mille Colonnes, im Vergleich zu dem unsre deutschen Cafés wahrhafte Troglodyten-Wohnsitze sind, und dem Café au cercle getheilt, dessen Name den guten Brüsseler Bürgern eine seltsame Beziehung zu dem Preussischen Geseze „sur les cercles“ (Kreisordnung) zu haben schien, — und wollten nun endlich „etwas Andern's“ genießen, das einen wohlthätigen Gegensatz zu alledem bildete, und geeignet war, unser ästhetisches Gleichgewicht wieder herzustellen. Waterloo war die Parole. Freilich